

Nachbarskinder [Schluss]

Autor(en): **Reinhart, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 26

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 26 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
... Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern ...

29. Juni

Nachbarskinder.

Ein Kindergeschichtlein von J. Reinhart, Schönenwerd.

(Schluß.)

Aber da war ich schon am Ziel und die Zeit zur höchsten Entrüstung war gekommen. Da, wo der Bach schmal, aber eilig wie ein Wiesel hügelab fuhr, eh er im großen Tümpel zur Ruh kam, und wo vor Tagen sich mein Wasserrädchen lustig wie ein Windspiel gedreht, da waren jetzt nur noch traurige Reste zu sehen, das Gras zertreten; von den Schindeln, die das Rad gebildet, lag da und dort noch eine, böswillig vom Schangli zerbrochen. Ueberwältigt von dem trostlosen Anblick hob ich zuerst den Saum des Röckleins — denn das Weinen stand mir zu vorderst — aber als das Madeli näherkam mit rotem Kopf und wiedergewonnenem nagelneuem Ernst, da hielt ich nicht mehr an mich.

„Wart, Schangli, wart, das sag ich dem Degerli; der haut dir die Ohren ab mit dem großen Soldatenmesser!“ Aber da er keine Antwort gab und es still blieb am jenseitigen Bachesufer, wo sein Haus stand, setzte ich stärker an. Es ward mir ordentlich wohl, daß ich mit ihm in meiner Montur nicht in persönliche Berührung zu kommen brauchte, und der mündliche Verkehr aus der Entfernung schien mir heute, da ich unter keinen Umständen die Spuren seiner Nägel am eigenen Leib heimtragen durfte, das Ratsamste und Sicherste. Als Schangli auf die ersten tastenden Anrufe keinen Bescheid gab, wuchs mir der Ramm. Aber Madeli durfte nichts von meinen Erwägungen merken, und vor ihm wollte ich nun auf billige Art als Ritter mich erweisen und mir seine Treue, vielleicht für immer sichern, und herzlich die hohle Hand am Mund, schleuderte ich die schwersten Mundgeschosse hinüber, die ich aus Degerlis Arsenal mir angeeignet hatte. Ab und zu schaute ich, die Wirkung meiner Schimpffanonade prüfend, auf Madeli zurück, das sich, andächtig lauschend, doch vorsichtig, hinter mich gestellt hatte, und wie um ihre Wirkung dauernd zu erhärten, die kräftigsten meiner Salben nachdrücklich wiederholte.

Einmal stieß Madeli einen Schrei aus; ganz nah von uns, in den Badtümpel, flog ein Stein, und wie das Glas eines brechenden Spiegels spritzte und glitzerte es nach allen Seiten. „Uih,“ rief es, schreckhaft zusammenfahrend, „es hat geschossen, Jesus! Und die Mutter hat gesagt, wenn einer Steine schießt, dann brennen ihm die Finger ab!“

Ich hatte wohl spritzen, aber keinen Stein ins Wasser fallen sehen und um meinen Schrecken für mich zu beschwichtigen, meinte ich, es wäre ein übers Wasser springender Fisch gewesen, und als sich nichts mehr hören ließ, näherte ich mich entschlossen, meine Vermutung bestätigend, dem Bache, legte mich am Ufer nieder und griff hinunter, wie der Degerli am Sonntag getan, als wär ich zum voraus sicher, einen Fang zu machen.

Einmal juckte ich auf: ich hatte etwas Glattes gespürt. Es war zwar nur ein Stein, und während ich weiterastete und die laue Wärme des Wassers spürte, kamen mir die Mädchen in den Sinn, die ich hier einmal im Hemdlein hatte baden sehen, als ich im Felde Habermark suchte. Scheltend hatten sie mich weggejagt: hier sei das Mädchenbad; denn ich trug damals schon ein Höschen. Aber jetzt war ich hier Meister. Entschlossen und froh, das an meinem Fischerglück zweifelnde Mädchen auf andere Gedanken zu führen, erhob ich mich:

„Du,“ sagte ich, „das Wasser ist warm; wir wollen baden!“

„Ja du, das ist das Meitlibad,“ sagte es altklug; „nur ich, aber du nicht, du bist halt jetzt ein Bub!“

Das wußte ich nun von der Mutter und vom Degerli, daß ich ein Bub war.

Ratlos stand ich eine Weile, während Madeli triumphierend mit den Armen aus dem Röcklein schlüpfte und schon im Hemdlein stand. Sieghaft lächelnd blickte es zurück, als es zum Wasser beinelte.

Nein, da wollte ich auch baden, wenn ich schon ein Bub war! Da half mir Madeli selber aus der Not. Es hatte hier noch nie gebadet und mochte selber wünschen, daß ich den Fuß zuerst ins Wasser setze, und da wußte es schon das erlösende Wort: „He weißt, du kannst schon baden; hast ja ein Röcklein an, bist jetzt auch noch ein Meitli!“

Um alle Birnenschnitz- und Wasserrädlein in der Welt wär ich zur gewöhnlichen Zeit kein Meitli mehr gewesen. Aber um den Preis des Badens gab ich mein Mannstüm hin, zögernd zwar, wie wenn man mir gesagt, ich müßte eine Puppe wiegen. Aber Madeli nestelte schon an meinem Röcklein, voll eigener Ungeduld, von einem Füßlein auf das andere tretend, und da waren wir ja auch schon zwei Meitli,

in weißen Hemdlein mit rosenroten Füßlein, die auf dem grünen Wiesenplan zwei rundliche, gleichgroße Schatten warfen, und hätte ich auch noch ein Rattenschwänzchen am Kopf gehabt wie Madeli, so wär ich so gut ein Meitli gewesen, wie es.

Dafür aber und um nicht den letzten Rest meiner Männlichkeit schmähtlich draufgehen zu lassen, stieg ich kühn voran ins Wasser, mit grinsendem Gesicht und verbissnen Zähnen zwar, mitten hinein und ließ mich nieder, daß mein Hemdchen wie ein weißer Blumenfeld um mein blondes Schöpfchen auf dem Wasser schwamm.

Des Badens im fließenden Wasser ungewohnt, verbiß ich tapfer mein anfängliches Frostgefühl, schaute, mich zu einem fast mitleidigen Lachen zwingend, mit ermunternden Blicken zu Madeli hinüber, das anfangs mit zagen Füßlein tastend ins Wasser getippt, fast wie ein leichtes Sommervöglein, eh es sich zum Trinken niedersezt. Mein sieghaftes Lächeln mochte sein sonst so tapfer zugreifendes Wesen reizen; auf einmal hüpfte es wie ein Fröschelein, fast über mich hinweg, an die tiefste Stelle. Als es die ungeahnte Röhle des immer sich erneuernden Wassers am eigenen Blute spürte, ergriff es eine kleine Wut auf mich: es fing an, mit vollen Händchen mich zu spritzen. Nach Atem suchend, wollte ich schreien, nach der Mutter rufen, da hielt es inne, lachte, die Haare aus dem triefenden Gesichtlein streichend, mit hellen Neuglein zu mir hinüber und die Freude, daß es mich klein gesehen, glänzte mir entgegen. Ich fühlte dieses Lächeln als bitteren Hohn und sann darauf, wie ich Madeli übertrumpfen könnte.

„Du, wer kann tiefer baden, ich oder du?“ sagte ich und stellte mich gradauf neben es, mit triumphierenden, sieges-sichern Blicken es zum Wettkampf fordernd.

Einen Augenblick schien es zu zögern; dann ging blitz-schnell ein Lächeln über sein frisches feuchtes Apfelf Gesicht.

„Gut, es gilt; aber zählen, wart, ich will zählen!“

„O du,“ fiel ich ihm ins Wort, „ich kann auch zählen, bis auf zehn!“

„Ja, aber ich auf zwanzig!“

„Ja, aber ich kann rechnen; der Degerli hat mich gelehrt; denk, eins und eins ist zwei!“ Da fiel es mir ins Wort:

„Ja, aber manchmal drei, hat die Mutter gesagt, als unser Väbi mit dem Knecht Hochzeit machte!“ Das war nun bitteres Unrecht und empörte, hatte ich doch von der Gotte einen Baken gekriegt, als ich ihr am Lieberherrgottstag das „Ghöre-n-es Glöggli“ und „Eins und eins ist zwei“ auf-gesagt hatte. Jetzt kam Madeli mit diesem Aberglauben und ich beharrte auf meiner Weisheit; Madeli aber rief ernst und beharrlich das Wort seiner Mutter an. So standen wir eine Weile nebeneinander und wer weiß, wer recht erhalten, und kamen einander mitten im Wasser immer näher. Ich war nah daran zu weinen, stampfte mit den Füßen, während Madeli ruhig und überlegen lächelnd immer singend wiederholte: „Und eins und eins ist drei, die Mutter hat's gesagt!“

So gewahrten wir nicht das Richern, das hinter den Gebüschen uns umgab, bis wir plötzlich beide wie auf Kommando ins Wasser tauchten bis an die Schöpfchen, so daß Madelis rotbraune Ringellocken wie Gold auf dem Wasser schwammen . . .

Dicht hinter uns war der Schrei erschollen aus einem halben Duzend Rehlen, johlend, gröhrend; Schanglis Stimme tönte mir wie eine schrille Schelle an das Ohr:

„He da, he, der Meitlibader, Röcklibueb, Meitlibader!“ Und grinsende Gesichter schauten hohnlachend aus dem Grün der Blätter, voran der Schangli, dem ich die schlimmsten Namen zugerufen. „Der hat die andern geholt und will mir's zahlen!“ — das fuhr mir durch den Kopf. Ich schoß, als ich im Wasser keinen Schutz und kein Versteck fand — denn untertauchen konnte ich nicht — wie ein Frosch aus dem Wasser ans Land, griff nach meinem Röcklein, rief Madeli zu Hilfe, als meine Armelein allein den Weg nicht fanden. Aber aus dem Wasser springen, sein Röcklein fassen und heim zu wie ein Wiesel — das war bei ihm ein Augenblick, Seppli hin, Seppli her, während der, hilflos verzweifelt sich plagend, seines Röckleins Eingang suchte. Schon war die lärmende Meute am andern Ufer hinaufgesprungen, wo es schmaler war; der Schangli sezte mit rotem Kopf hinüber, blutrünstige Rachlust im Gesicht, die andern ihm nach. Krampfhaft fiebernd versuchte ich noch einen letzten Ruck — da fiel mir wie der Blitz eine Geschichte vom Degerli ein, der mir einst vom Bären erzählte, dem einer den Mantel als Beute hingeworfen. Ich warf mein Röcklein rückwärts über mich und eilte keuchend und laut plärend vor Zorn und Scham und Furcht quer über Matten und Felder, unserm Hause zu.

Zu meiner vorläufigen Beruhigung hörte ich im Weiter-traben, daß meine List ihre Wirkung nicht verfehlt hatte: sie waren mit Hallo über mein Röcklein hergefallen und waren, dem Lärm nach zu schließen, nun selber in Streit geraten, weil jeder das teure und merkwürdige Kleidungsstück für sich erobern wollte. Nun mochte mir das nasse Hemdlein um die Beinchen flattern, mochten die spitzen Steine mir die Füße schneiden, ich sprang wie ein freies Rehlein meiner Wohnstatt zu, schaute unterm sichern Dach noch einmal zurück, und als ich keinen Feind mehr sah, sagte ich, so rasch es in dem immerhin noch nicht völlig gefahrlosen Momente ging, einige der kräftigsten Flüche aus Degerlis Wörterbuch zusammen und schleuderte sie im Hoch- und Kraftgefühl der heimatischen Sicherheit meinen Feinden über die Wiesen und Felder zurück. Dann stieg ich, selber errötend an dem Gedanken, daß ich mich durch mein lautes Wesen bei den Meinen in neue Gefahr bringen konnte, rasch und leicht wie ein Reiterlein über die Bank zum Fenster hinein und, da ich schon wieder neuen Stimmenlärm vernahm, zu Bett, zog die Decke tief über die Ohren und horchte klopfenden Herzens auf die neu sich nähernde Gefahr. Und es war auch keine Täuschung. Vom Heufeld her ertönten, näher und näher, die hellen Stimmen der Feuerleute. Hü und hott klang zwischen hellem Scherzen und Lachen und Geißelknallen heraus. Trotzdem ich im kühlen nassen Hemd im Bettlein lag, spürte ich, wie die neue Angst mir das Blut durch die Adern trieb. Jetzt kam die Mutter vom Hügel her, den Rechen über der Achsel, den Imbiskorb in der Hand, dem Hause zu. Mir war's, ich sähe sie, wie sie in neu erwachsender Sorge um meine Unpäßlichkeit die Schritte beschleunigte, je näher sie dem Hause kam; ich sah in steigender Hitze schon, wie sie hereintrat, mich freundlich nach dem Erfolge meiner Schwitzkur fragte . . .

Zum Glück ging es nicht so schnell, bis die Mutter kam. Ich hörte ihre Stimme, als sie mit dem Vater vom Garten sprach, frohgelaunt, wie mich bedünkte, wohl dankbar für das schön und trocken heimgebrachte Heu, und mit heiterm Auge im Vorbeigehen das Gedeihen der Gartenisaaten schauend.

Und in dieser Zeit des Hangens mag ich wohl auch noch ein wenig von meiner versäumten Schwitzkur nachgeholt haben; denn als sie mit roten Wangen und frischem Heubduft, das Kopftuch in der Schwüle der Stube lösend, zur Tür hereintrat, lächelte sie, hatte jenen Sonnenglanz in den Augen, den sie sonst immer von dem hellen Arbeitsfeld mit nach Hause brachte, und mit einem Scherzwort hob sie, meine scheuen Blicke nicht gewahrend, das Decklein in die Höhe, griff mit der Hand nach meinem Badehemdchen. Zuerst flog's fast wie ein jäher Schrecken über ihr Gesicht, dann ein mitteilbares frohes Lachen, daß ich die Krankheit ausgeschwigt.

Nun rief sie, die Hände zusammenschlagend: „Das heißt man jetzt . . . Nein, ganz badnaß . . . Ist das auch geschwigt, oder?“ und hob lächelnd den Finger.

„Ja nun,“ fuhr sie beruhigt weiter, „gottlob, krank siehst du nicht mehr aus! Seh, zeig die Zunge! Ah, fast rot, fast wie ein Wunder! Wenn ich's auch jetzt noch nicht verstehe, daß man so schwitzen kann! Item, bist ein braver Bub, daß gefolgt hast! Darfst aufstehen jetzt!“

„Ja, ich komm!“ sagte sie, als der Vater aus dem Hausgang nach einem frischen Mosttrunk für die Feuer rief. „Ja, im Augenblick! Da, Bub . . . Ja wart auch, Bub, wirst wohl nicht verzappeln!“ sagte sie, als ich ungeduldig wie ein Böcklein in mein Höslein hüpfte, um hinauszueilen an die Luft, weil's mir da drinnen unter der Mutter Augen das Herzhäuslein zerspringen wollte vor Frohsinn, vor Scham und vor Angst, es möchten ihr meine verwunderten Augen die ganze Geschichte verraten.

Als ich dann draußen war unter dem Nußbaum, stand ich ein Weilchen allein und schaute in die Nester hinauf, und das von meinem Kranksein und von Madelis Goldhaar im Wasser und vom fliegenden Hemdlein über die gemähten Wiesen schimmerte mir noch wie ein verschwimmendes Bildchen vor den Augen. Dann aber ging ich zum Degerli und dann zum Imbiszkorb, den die Mutter draußen abgestellt.

Am Abend hatten wir nach dem gut und glücklich verlaufenen Feiertag ein frohes Erntemahl, und wenn ich noch nicht herzlichst zulangen durfte, hörte ich doch in Seligkeit zu, als der Degerli eins sang und jodelte . . . Mitten im Lachen und Singen in der Dämmerung des späten Tages stand Madeli in der Stube; wie ein Käglein war ihm unser Fest

ins Näschen gestiegen — und was trug es unterm Arm, fest geschlossen, aber zärtlich wie eine Puppe?“

„Es habe es noch bringen wollen, mein Nöcklein; der Schangli hätte es gern selber gebracht, weil wir heute die Rechenlöse hätten, aber er scheue den Degerli und er brauche auch nichts,“ sagte es mit einem raschen Blick auf die rosigen Schinken-schnittchen, die auf dem Tisch in weißer Platte lagen; „er habe ja auch immer gesagt, der Seppli sei ein Meitlibader und noch allerhand!“

Mit großen Augen nahm ihm die Mutter das Nöcklein ab, schaute mich an, dann das Madeli, schüttelte den Kopf, wie wenn sie vor einem dunkeln Rätsel stünde. Aber das Madeli weckte sie, ehe sie dessen Lösung gefunden, aus ihrem Grübeln; denn Madeli, das liebe, dumme, schlaue, rief ihr nebst einem zweiten, nachhaltigen Blick auf des Tisches Herrlichkeiten den eigentlichen, tiefern Grund seines späten Erscheinens in Bewußtsein mit den Worten:

„Wir kochen dann auch Hamme an der Rechenlöse!“ Und nahm behend wie ein Käglein das Stück, das ihm die Mutter gern und lächelnd bot, mit saubern rosigen Fingerlein von der Gabel.

Als ich der Mutter das Nachtgebet gesagt, stammelte ich noch etwas, brachte es aber nicht heraus; doch als sie mich lang und fragend anblickte, fiel ich ihr unter heißem Schluchzen um den Hals.

Viel später sagte mir der Schangli, als wir einmal dicke Freundschaft hatten und erboßt über Madeli waren, er hätte eigentlich das Nöcklein gern selber gebracht, wenn er nur auch dem Wetter getraut und nicht das Madeli dazu gekommen wäre. Es hätte sich, da es sein eigen Nöcklein nicht selber anziehen konnte, errötend an ihn gemacht, als die Buben verstoben; es hätte ihn zu Hilfe gerufen mit dem Versprechen, ihm dafür die jungen Hühnlein zu zeigen, und mit der Verheißung ewigen Gernhabens und eines halben Birnenweckens, wenn die Mutter backe. An der Sonne sei es gekauert, lang, seitab von ihrem Hause, weil es sich nicht heimgetraut. „Bin ihm zu Hilf gegangen,“ sagte er, „hab ihm das Kleidlein eingeknüpft. Am End hat mir das Ruder auch noch dein Nöcklein abgebetelt. Wenn ich's aber gewußt, daß ihr die Rechenlöse habet, ich hätt' es selber gebracht, dem Degerli und dem Wasserrädchen z'troß!“

Und das Wasser lief dem Schangli noch im Munde zusammen, als er an die herrlichen Sachen dachte, von denen ihm das Madeli nach unserm Erntefest berichtet hatte.

Petrinfula.*)

Jhans Brugger.

Zu Vingoldunum murr't ein dumpfes Klagen.
Des Pfahlbaus rauhe Männer treten stumm
An ihres Häuplings Lager und sie fragen:
„Der Starke stirbt? Ist seine Zeit schon um?“

Der reckt sich mühsam auf, dass er sich schleppe
Mit letzter Kraft zu seiner Hütte Rand,
Wo in die Seeflut taucht die schwanke Treppe,
Der Einbaum ruht am dicken Weidenband.

Er wählt den Kahn zu seinem Sterbebedte.
Er spricht: „Stosst ab, ihr Söhne, führt das Boot

Zu unsres Stammes letzter Ruhestätte,
Zum dunklen Eiland dort im Abendrot.“

Sein Auge bricht. Der Ruder rauschen viele.
Dem Tapfern geben sie ein trüb Geleit.
Die Männer fahren ihn zum letzten Ziele
Und Trauerlänge hallen weit und breit.

Langsam durchschneiden ihre dunklen Barken
Die abendhelle Flut. Am Buchenrain
Des Eilands betten sie zur Ruh den Starken.
Die Gruff umglüht des Spätrots Purpurchein.

*) Rings am Rand des Bielersees, soweit die Steilheit der Ufer solches nicht verbot, war ein reicher Kranz von Pfahlbauten gelagert. Die Fundstücke aus diesen Stationen zieren unsere Museen. Eigentümlich ist nun, daß von den leiblichen Ueberresten jener Ansiedler so gut wie nichts gefunden wurde, während drüben auf der St. Petersinsel der Boden eine Menge menschlicher Gebeine herbergt. Die Forschung neigt daher zu dem Schlusse, es möchten die Pfahlbauer ihre Toten nach dem Eiland hinübergeschafft und dort begraben haben. — Die Insel, auf der ein Rousseau so gern sein Leben beschloffen hätte, und wo ihm zu ruhen nicht gegönnt wurde, sie wäre demnach in der Vorzeit eine Art Toteninsel gewesen.